

Gesellschaft

Die Tafel wird 30, und noch nie war der Andrang so groß. Gründerin Sabine Werth im Interview > Seite 48



„Okay, aber nur noch 15 Minuten!“

Wenn es um die Handynutzung ihrer Kinder geht, schauen viele Eltern fast schon schicksalsergeben zu. Dahinter steckt eine fatale Mischung aus Bequemlichkeit und Unwissenheit

Von Meredith Haaf

Viele Menschen, die heute zwischen Mitte dreißig und Mitte vierzig sind, legen Wert auf Umgänglichkeit und Reibungslosigkeit. Das merkt man zum Beispiel daran, dass sie immer damit beschäftigt sind, Dinge mit anderen Menschen abzustimmen. Sie klären jeden Tag mehrfach, ob dies oder jenes „okay für dich?“ ist, oft in Whatsapp-Gruppen. Genauso offen und verträglich versucht diese Generation auch als Eltern zu sein, auch wenn sie sich nicht immer danach fühlt. Bei den eigenen Kindern: „Wäre schon besser, wenn sie auch mal den Tisch abräumen, aber zwingen will ich sie nicht!“ Und bei anderen Eltern: „Puh, schwierig, dass die X. ihren Sohn nicht mal gegen Keuchhusten hat impfen lassen, aber am Ende muss sie es wissen.“ Das Einzige, was Eltern dieser freundlichen Generation gar nicht okay finden, ist Eltern-Shaming.

Wehe dem, der sich allgemeine oder auch spezielle Eltern-Kritik anmaßt. Ihm begegnen Kopfschütteln und Augenrollen. Es soll hier auch niemand beschämt werden, aber es gibt eine Sache, die mir zunehmend Kopferbrechen bereitet, je älter meine eigenen Kinder werden und die um mich herum: Das ist die übertriebene verträgliche, man könnte fast sagen, schicksalsergebene Art und Weise, mit der viele Eltern heute den Handygebrauch bei ihren Kindern betrachten. Über sämtliche Bildungs- und Einkommensschichten hinweg. Von einem ziemlich frühen Alter an.

Es ist schon paradox: Von Jahr zu Jahr deuten neue Studien darauf hin, dass gerade die sogenannten sozialen Netzwerke bei vielen Menschen negative Gefühle, Selbstwertprobleme, Essstörungen auslösen; die Kommerzialisierung von Nutzerdaten kann kaum noch überblickt werden; Kinder werden im Netz immer wieder zu Opfern von Cyberstalking und anderen Verbrechen. Und von Jahr zu Jahr verschiebt sich das Alter, in dem Kinder ein eigenes Smartphone bekommen und damit in die Welt des Digitalen eingeführt werden, weiter nach vorne. Wer vor zwei Jahren nach Empfehlungen dafür googelte, bekam „nicht vor dem zwölften Geburtstag“, inzwischen landet man bei „zwischen neun und zehn Jahren“.

Sascha Lobo hat dem 18 Monate alten Sohn ein Handy geschenkt

200 neue Nachrichten im Klassenchat in einer halben Stunde

Laut dem Branchenverband Bitkom hatten bereits im Jahr 2019 drei Viertel aller Zehnjährigen ein eigenes Smartphone. Bei einer Umfrage von Yougov in diesem Jahr sagten die Hälfte der Eltern, sie planten, ein Smartphone für ihre sechs- bis elfjährigen Kinder anzuschaffen. Der Ober-Digitalisierungs-Influencer der Nation, Sascha Lobo, berichtete auf Instagram vor ein paar Tagen stolz in einem Posting, dass er seinem anderthalbjährigen Sohn ein Smartphone zu Weihnachten geschenkt habe – schließlich könne der ja schon einen Touchscreen bedienen.

Auch die Online-Verweildauer von Kindern und Jugendlichen in den sozialen Netzwerken hat sich stark erhöht – vor allem während der Pandemie. Laut einer Studie des Deutschen Zentrums für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters stieg sie um 66 Prozent, von zwei auf mehr als drei Stunden täglich. Interessanterweise zeigt die europaweite Studie KidTiCo, die das Mediennutzungsverhalten von Kindern während der Pandemie untersucht hat, dass viele Kinder selbst das Gefühl hatten, es sei zu viel. Auch Erwachsene kennen diesen unangenehmen Zustand.

Warum tragen so wenige Eltern Sorge dafür, dass es bei ihren Kindern nicht zu diesem Zustand kommt? Obwohl sie selbst Gefühle wie Instagram-Neid oder Twitter-Niedergeschlagenheit gut kennen; sie selbst viel zu oft aufs Handy gucken; sie selbst von zu viel ständiger Information überfordert werden. Und obwohl seit Jahren über Datenschutzprobleme der großen Netzwerke, über Onlinemobbing, Cyberstalking und die Sexualisierung von Kindern im Netz debattiert wird. Trotzdem werfen Eltern regelmäßig alle Bedenken und Sicherheitsfragen über Bord.

Mein Kopferbrechen begann, als mein Sohn ins Gymnasium kam. Mit dem Schulwechsel änderten sich die Parameter, innerhalb derer er sich bewegte: Von 30 Kindern in seiner Klasse war er am ersten Schultag eines von zwei Kindern, die weder Smartphone noch Smartwatch besaßen. Während er und seine Freunde in der vierten Klasse auf dem Heimweg noch redeten und rannten, starteten nun alle Zehnjährigen nach Schulschluss in ihre Handys, um Clips zu gucken oder Nachrichten zu schreiben, ganz wie die Erwachsenen. Youtube und Whatsapp wurden für die Kinder Räume, in denen sie sich völlig

selbstverständlich bewegten. Viele befreundete Eltern teilten mein Unbehagen nicht. Von einem gewissen Alter an gehörten Handys doch dazu. Außerdem lernten die selbst am besten, wie man damit umgeht. Warum Kinder künstlich von etwas abhalten, das sie doch ohnehin früher oder später benutzen? Letztendlich sei es einfach praktisch, und wir schreiben ja selbst Whatsapp. Genau darin steckt vermutlich der Kern des Problems. Eltern beruhigen sich damit, dass sie es ja genauso machen. Außerdem ist es leichter, die Kinder machen zu lassen, als sie davon abzuhalten.

Zum Beispiel Whatsapp. Gerade dieser Nachrichtendienst steht ja seit vielen Jahren nicht ohne Grund in der Kritik. Wer einmal bei Whatsapp ist – ich bin es übrigens auch, genau wie mein Sohn, dem ein eigenes Smartphone auf Dauer nicht vorzuenthalten war –, dessen Daten sind zu ziem-

lich für immer. Whatsapp darf diese Daten an den Mutterkonzern Meta weitergeben; es verschafft sich zahlreiche Zugriffsrechte auf dem Handy, über die man leicht den Überblick verliert; es droht Nutzern mit Einschränkungen, wenn sie ablehnen, dass Whatsapp erfasst, wo und wie lange sie chatten. Whatsapp hat weltweit etwa zwei Milliarden Nutzer, niemand „lernt von selbst“, das nicht zu nutzen. Im Gegenteil: Kinder lernen schnell, es zu nutzen – weil ihre Eltern es nicht anders wollen.

Was soll daran kindgerecht sein, stundenlang in elektronischen Reizen zu versinken? Schon klar, dass selbst exzessives Handy-Daddeln nicht tödlich ist. Aber, so sagt es etwa der Kinder- und Jugendpsychologe Oliver Dierssen: „Das Ausmaß an Gewalt und Trauma, das Kinder bedingt durch ihren Social-Media-Gebrauch erfahren, wird unterschätzt.“ Laut seinen Beobachtungen erleben zu viele Jugendliche,

besonders Mädchen, digital Belästigung, Missbrauch und Betrug. Es gehe nicht darum, die Online-Welt zu verteuflern, aber: „Jugendliche können sehr leicht erreicht werden von Menschen, die es nicht gut mit ihnen meinen.“ Von Fremden ebenso wie von Jugendlichen aus dem Bekanntenkreis. Das Problem, sagt Dierssen, sei nicht, dass Eltern ihren Kindern die sogenannte digitale Teilhabe erlauben wollen, sondern dass es dabei schnell zu Überforderung und Schuldgefühlen komme. „Es ist einfach kein elterliches Bedürfnis, Social-Media-Nutzung zu kontrollieren. Es fehlt ihnen das Wissen, worauf sie achten müssen. Außerdem wollen sie sich ausruhen, während das Kind beschäftigt ist.“ Ja, ganz ehrlich: Die meisten von uns wollen einfach selbst mal in Ruhe ins Handy gucken. Das ist an sich okay. Nicht okay: sich einzureden, das sei eine völlig harmlose Art, sich Freiraum zu verschaffen.

Das Resultat ist: Viele Eltern probieren es mit der „Passt schon“-Methode – bis sie sich unwohl fühlen und mit Verboten eingreifen. Beides führt zu Konflikten. Neulich erzählte ein befreundeter Vater von seinem Zwölfjährigen: Der habe leider keine Interessen außer Basketball und seinem Handy. Er sei nicht ansprechbar, wenn er das Telefon in Reichweite habe. Angefangen habe das vor zwei Jahren, da sei er während des Winter-Lockdowns leider völlig in Youtube versunken. Es helfe auch nichts, ihm das Ding wegzunehmen. Es fiel das Wort „süchtig“, es wurde achselzuckend gelacht. Hätten wir genauso gelacht, wenn er erzählt hätte, dass das Kind sich durch den Lockdown gekifft hätte?

Nein, hätten wir natürlich nicht, und ja, Drogen und Medien sind nicht miteinander zu vergleichen. Trotzdem gibt es beim Thema unter vielen Eltern eine Art erlernte Hilflosigkeit, die sie sich in anderen Zusammen-

hängen wohl nicht erlauben würden. Das geht schon früh los: Die Dreijährige ist „süchtig“ nach „Paw Patrol“, die Vierjährige „braucht“ immer ihre 20 Minuten Tablet-Zeit nach dem Kindergarten, der Sechsjährige „muss“ im Restaurant auf dem Tablet Youtube gucken.

Und ja: Obwohl immer wieder Studien und Medien anderes behaupten, gibt es die Diagnose „Onlinesucht“ oder „Handysucht“ offiziell gar nicht. Es besteht also auch kein Grund, eine moralische oder pädagogische Panik zu schüren, wie es etwa der Psychologe Manfred Spitzer mit seinem viel beachteten, aber praktisch nicht wissenschaftlich belegten Schlagwort von der „digitalen Demenz“ getan hat. Spitzer behauptete, dass Kinder durch ihren Medienkonsum daran gehindert würden, ihre kognitiven Fähigkeiten voll zu entwickeln, und sich deswegen zudem Probleme wie Adipositas und schlechtere soziale Beziehungen ergäben. Kritik am Mediengebrauch von Kindern kann richtig sein, aber sie ist, dafür ist „digitale Demenz“ ein gutes Beispiel, leider oft unseriös und deshalb auch angreifbar.

Nur ist es die Kritik an der Kritik eben oft auch: Denn wenn es um das digitale Leben von Kindern geht, gibt es in Deutschland kaum etwas zwischen der Spitzer-haften Verteufelung und der Lobo-haften Turboaffirmation. Zweifel am Wert von digitalen Endgeräten im Unterricht etwa werden schnell als „German Rückständigkeit“ abgetan; Kritik an Social Media als Spießertum. „#Teufelszeug“, wie Lobo es in seinem Post zum Baby-Handy formulierte.

Ein Grund für diese konstante Unsicherheit ist, dass sich der Effekt von Social Media – etwa auf das Wohlbefinden oder die Weltwahrnehmung – nicht verallgemeinern lässt. Das betont die Kommunikationswissenschaftlerin Desiree Schmuck, die seit vielen Jahren die Wirkung von Social Media auf junge Menschen untersucht: „Negative Effekte von Social Media sind fast immer durch individuelle Faktoren beeinflusst.“ Es gibt zwar viele Menschen, die sich nach stundenlangem Instagram-Scrolling müde, unbefriedigt, zu dick und zu schlecht angezogen fühlen. Aber es gibt auch eine Menge Menschen, die nach stundenlangem Instagram-Scrolling aufstehen und ein-

fach etwas anderes machen. Wie es bei einem selbst ist, hängt davon ab, was in der eigenen Psyche und in den eigenen Beziehungen sonst so los ist.

Und natürlich sollten auch Eltern nicht von ihrem eigenen Online-Erleben auf das ihrer Kinder schließen. Neulich etwa erzählte mir mein Sohn, er habe während des WM-Finales mal eine halbe Stunde nicht aufs Handy geguckt – er musste ja Fußball schauen –, und dann seien mehr als 200 neue Nachrichten im Klassenchat gewesen. Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf. Erstens wegen der Tatsache, dass mein Sechsklässler es besser draufhat, die rote Zahl an der App zu ignorieren, als seine ach so handyskeptische Mutter. Zweitens wegen der unfassbaren Menge. „Und, nervt dich das?“, fragte ich ihn. Er schaute mich nur freundlich, aber sichtlich verständnislos an: „Wieso? Ich mag es, Nachrichten zu bekommen.“

Desiree Schmuck hat in einer ihrer Studien dazu Folgendes herausgefunden: „Je mehr Eltern das Gefühl des Kontrollverlusts in ihrem eigenen Handynutzen empfinden, desto mehr fürchten sie ihn auch bei den Kindern.“ Und umgekehrt: Wer sich im Online-Gebrauch souverän und unabhängig fühle, habe auch keine Angst, ihm das eigene Kind die Kontrolle zu verlieren. Belügen sich viele Eltern da nicht einfach selbst? Schmuck widerspricht: „Da wo die Eltern sagen, sie haben keine Kontrolle über das Online-Verhalten des Kindes, bestärken die Kinder, dass sie tatsächlich mehr negative Inhalte sehen und sich nicht unterstützt fühlen.“

Unterstützung von den Eltern aber ist das Wichtigste für Kinder, um sich grundsätzlich wohlzufühlen, völlig egal, was mit Social Media ist. Das bedeutet, dass man nicht einfach das Handy des Kindes ignoriert oder beschimpft, sondern immer wieder fragt, was sie da eigentlich so machen. Der Grundsatz darf nicht sein: Ich kann es nicht verhindern, also lasse ich es laufen. Er muss sein: Ich kann es nicht verhindern, aber ich kann genau hinschauen. Und wie wäre es, auch vom eigenen Handyverhalten zu reden? Zuzugeben, dass man zu oft draufschaut. Gemeinsam zu überlegen, welche Kommentare und Bilder man auch einfach lassen kann. Und auch selbst ein bisschen weniger ins Handy zu starren. Vielleicht kann das ein guter Neujahrsvorsatz werden: aufzuschauen, auszumachen und einfach ein Gespräch zu führen.



COLLAGE: CHRISTIAN TONSMANN; FOTOS: IMAGO IMAGES(3)